

**Zeitschrift:** Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

**Herausgeber:** Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

**Band:** 9 (1931-1932)

**Heft:** 1

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 29.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER  
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER  
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

---

IX. Jahrgang, Heft 1 — April 1931

Preis der Einzelnummer Fr. —.80

Jahresabonnement Fr. 7.50

---

REDAKTION: Robert Tobler, Freudenbergstr. 108, Zürich 7. Tel. 20.895

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

---

## EDICTUM REDACTORIS.

Auf hölzernen Tafeln edierten die neugewählten Magistrate des republikanischen Rom bei ihrem Amtsantritt die Grundsätze, nach denen sie ihre Amtsgewalt zu handhaben gedachten.

Seither sind beinahe zweitausend Jahre vergangen und die Menschen wesentlich behutsamer geworden. Der Pflichtenkreis ist einem jeden in hohen und niederen Würden durch Verfassung, Gesetze, Verordnungen, Statuten, Reglemente und andere Erlasse genau vorgeschrieben. Wenige nur sind von diesem Banne frei geblieben. Darunter auch der Redaktor des „Zürcher Student“.

Zwar habe ich in die ewige Dauer meiner uneingeschränkten Amtsgewalt wenig Vertrauen. Die Zahl geschriebener Erlasse der Verbände der Studierenden an der E.T.H. und Universität Zürich schwillt stetig an. Bald werden sie einen kleinen Kodex füllen. Es fehlt auch an Stimmen solcher nicht, die gerne den Inhalt des „Zürcher Student“ reglementarisch festgelegt hätten. Ein allgemeinverbindliches Kriterium für eine solche Regelung vermochten die studentischen Gesetzgeber allerdings noch nicht zu entdecken. Indessen nütze ich meine Freiheit, um meinen Kommilitonen und Mitarbeitern wenigstens anzudeuten, wie ich die mir übertragene Aufgabe gerne erfüllen möchte.

Was im „Zürcher Student“ diskutiert werden soll, vermag kein Redaktor eigenmächtig zu entscheiden. Zeitströmungen üben neben zahllosen zufälligen Einzelinteressen wesentlichen Einfluß. Gegenwärtig beherrschen zwei Fragenkomplexe das

allgemeine Interesse: das Universitasproblem, das Ringen um die akademische Gemeinschaft einerseits, und der noch viel verworrenere politische Fragenkomplex, das Ringen um eine menschliche Gemeinschaft andererseits. Der „Zürcher Student“ darf sich keinem dieser Probleme verschließen. Das Material ist gegeben. Aber die Art der Bearbeitung soll und kann eine andere werden.

Es war der Geist der Skepsis und Kritik, der im „Zürcher Student“ dominierte. Ich möchte es versuchen, die positiven, gestaltenden Kräfte in der Studentenschaft in unserer Zeitschrift besser zur Geltung zu bringen. Mein Aufruf gilt den Schaffenden auf allen Gebieten.

In formeller Beziehung hoffe ich, dieses Ziel durch eine zweckmäßige Organisation der Diskussion zu erreichen, durch die jeweilige Konzentration auf einen Gedanken und dessen gleichzeitige Untersuchung durch mehrere Mitarbeiter, in knappster Form, auf Grund einer vorhergehenden Aussprache. Ich bitte daher die künftigen Mitarbeiter, mich nicht erst mit ihren fertigen Artikeln zu überraschen, sondern um vorherige Bekanntgabe ihrer löblichen Absichten. Mit zwei Aufsätzen, die zum Problem des nationalen Gedankens Stellung nehmen, habe ich in dieser Nummer auf politischem Gebiet einen Anfang mit diesem System gemacht. Weitere Beiträge zum selben Thema sollen in der Mai-Nummer erscheinen. Eine, nach denselben Gesichtspunkten organisierte Auseinandersetzung mit dem Universitasproblem ist in Vorbereitung. Mitarbeiter zu allen Fragen sind stets willkommen.

Materielle Regeln hinsichtlich der Stoffwahl will und kann ich keine aufstellen, sondern mich einfach bemühen, alles Lebendige in der Studentenschaft, wie es sich bietet, zu fassen. Doch möchte ich es nicht unterlassen, wenigstens auf ein Feld aufmerksam zu machen, das seit langem brach liegt und verdient, besser bestellt zu werden. Ich würde gerne etwa eine knappe Novelle, eine lebendige Skizze, einige gute Gedichte oder andere literarische Beiträge publizieren. Max Amstein, Preisträger im Wettbewerb für die junge Generation der „Neuen Zürcher Zeitung“, machte in dieser Nummer den Anfang. Wer folgt?

Um den Kreis der Mitarbeiter zu erweitern, versuchte ich Leute für den „Zürcher Student“ zu gewinnen, die sich in ihrer Studienzeit für die Studentenschaft eingesetzt haben, und heute noch im Sinne einer akademischen Gemeinschaft zu den Unsern zählen. Als erster hat Dr. Paul Lang, einer der Gründer unserer Organisation, Präsident der konstituierenden Versammlung des V.S.S. meiner Aufforderung mit einem Beitrag zum Universitätsproblem Folge geleistet. Andere, hoffe ich, werden nicht ausbleiben.

Mehr will ich nicht verraten. Ich fürchte, die Diskrepanz zwischen Wunsch und Verwirklichung möchte zu groß werden. Denn die Zahl der eingehenden Beiträge und damit auch die Ausgestaltungsmöglichkeiten waren bis anhin eng begrenzt.

Ich möchte den „Zürcher Student“ weder als Mauerblümchen noch als stachelige Distel hegen. Er soll das bunte reiche Füllhorn unserer Jugend und der Universitas sein. Kommilitonen, überschüttet mich mit Beiträgen. Aber mit guten, knappen, lebendigen, frohen und ernstesten, damit mir die Wahl recht schwer falle, mein Wunsch Verwirklichung werde, und der „Zürcher Student“ beitrage, das Ansehen der akademischen Jugend zu mehren!

**Robert Tobler, iur.**

---

### **DIES ACADEMICUS 1931.**

Die Feierlichkeiten für den „Dies academicus“, der wie gewohnt am 29. April stattfindet, werden wieder am Vorabend, also am 28. April, beginnen. Der Fackelzug der Gesamtstudentenschaft wird das Fest eröffnen.

#### **F e s t o r d n u n g :**

Dienstag, den 28. April, 20 Uhr: Sammlung aller Studierenden beim Platzspitz zum allgemeinen Fackelzug.

Mittwoch, den 29. April, 8,45 Uhr: Sammlung der Verbindungen zum Morgenumzug.

10.30 Uhr: Festakt in der Aula.

Wir hoffen gerne, daß das hohe Rektorat uns auch dieses Jahr das Vorbezugsrecht an 200 Eintrittskarten zum Festakt in der Aula reservieren werde. Diese

könnten am 24. und 25. April auf der Kanzlei bezogen werden.

19 Uhr: Bankett in der „Kaufleuten“, Konzertsaal.

#### Organisation des Fackelzuges:

Die Marschroute ist folgendermaßen angesetzt (polizeiliche Bewilligung vorbehalten!): Bahnhofstraße, Bürkliplatz, Quai-  
brücke, Rämistraße, Universität.

Die Teilnehmer werden dringend ersucht, von allem Anfang an auf die Zugordnung zu achten: erstes Musikkorps — Fahne der Universität — Studentenschaft des C. V. — zweites Musikkorps — gesamte Wildenschaft — drittes Musikkorps — Studentenschaft der freien Verbindungen.

Marschiert wird in Dreierkolonne. Bei Ankunft vor der Universität mögen die Kommilitonen der Wildenschaft sich rechts und links vom Steinplateau aufstellen, um den Studenten der freien Verbindungen den Zutritt auf dieses offen zu halten.

Es wäre zu begrüßen, wenn auf dem Marsche nicht jeder sein eigenes Lied singen würde.

Den „Wilden“ wird empfohlen, sogenannte Baskenmützen zu tragen, damit unser Zug ein einheitliches Bild biete.

Gesprochen wird im Namen der Studentenschaft durch deren Interims-Präsidenten, Herrn W. Corti, med., und im Namen der Universität durch Herrn Rektor Professor Dr. L. Köhler.

Die Fackeln werden nach Schluß der kleinen Feier auf der Wässerwiese **zusammengeworfen!** An alle Teilnehmer ergeht die freundliche Einladung, sich nach der Veranstaltung nach freiem Belieben noch in geselligen Kreisen zusammenzufinden.

Alle Kommilitonen seien nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß es **Ehrenpflicht** jedes einzelnen Studenten ist, an dieser Huldigung teilzunehmen. Keiner gehe aus, um sich die Sache nur anzusehen, sondern **jeder** beteilige sich am Marsch der 1500 Studenten. Wer noch nicht im Besitz einer Plakette ist, kann in der Zentralstelle noch solche beziehen. Ferner wird jeder Teilnehmer ersucht, seine Fackel aufrecht zu tragen, damit sie nicht zu schnell niederbrennt.

Mit studentischem Gruß!

**Das DIES-Komitee.**

## VON DER HEUTIGEN UNIVERSITÄT ZUR ZUKÜNFTIGEN.

Periodisch erhebt sich das Problem: Wie stellt sich der Student zur Gemeinschaft? Und welche Formen der Gemeinschaft sind ihm gemäß? Die Fragestellung rührt her von der Fiktion seiner Abgeschlossenheit. In Wahrheit tritt kein Student bei uns aus der Gemeinschaft heraus, in die hinein er geboren wurde. Dadurch, daß er Student geworden, gerät er nicht außerhalb von Familie, Verwandtschaft, Kirche, Staat, Kanton und Land. Zu einem Teil mag es dort geschehen, wo Studenten in Wohngemeinschaft leben: in England, in Amerika. Eine Lockerung der Familiengemeinschaft kann sich dergestalt ereignen. Kaum jemals bei uns! Freilich gewinnt der Student neue Gemeinschaftssphären: in Seminar und Kolleg nimmt er teil an fachstudentischer Gemeinschaft, in seiner Studentenkolonie, in Verbindung und Verein, bei gesamtstudentischen Anlässen endlich, umfängt ihn die allgemeine akademische Gemeinschaft, zuletzt tritt er allmählich in seine zukünftige Berufsgemeinschaft über, empfindet sich nicht nur als Medizinstudent, sondern schlechtweg als Mediziner, nicht als Studiosus phil. I, sondern je nachdem als Historiker, Philosoph oder Philolog. Zugleich aber wächst er um diese Zeit nun bewußt hinein in die Gemeinschaften, denen er bisher mehr unbewußt angehört hat. Er erlebt vielleicht jetzt erst sinnfällig die Macht des Familienzusammenhangs, möglicherweise nach einem Zwiespalt, welcher der Tragik nicht entbehrt. Wenn er Zwanzig wird, tritt er als mitverantwortliches Glied ein in die politische Volksgemeinschaft und muß sich nun ganz anders um das Wesen dieses Volkes kümmern, um seine Vergangenheit und seine Zukunft, seine Möglichkeiten und seine Grenzen. Er wird vielleicht eine Liebesgemeinschaft eingehen. Es mag seine erste und letzte sein, oder sie mag ihn zu weiteren, festeren führen. Vielleicht fällt sie zusammen mit einer der obigen Gemeinschaften, etwa der gesamtstudentischen. Es kann sich aber ebensogut anders verhalten. Neue Horizonte und Einblicke in bisher ungekannte Lebensgemeinschaften können daraus resultieren. Wenn wir das alles bedenken, so wird uns klar, daß der Student, als Typus genommen,

nie außerhalb der Gemeinschaft steht, daß ferner die spezifisch studentische Gemeinschaft immer nur e i n e neben vielen andern sein kann. Und doch besteht manchenorts in studentischen Kreisen ein dumpfes Sehnen nach verstärktem Gemeinschaftsempfinden, nach erfreulicherer Aufgeschlossenheit, nach vertieftem Zusammenleben. Man hat vor etwa fünfzehn Jahren das Schlagwort „Atomisierung“ geprägt. So nannte man den Zustand der damaligen Studentenschaft. Daraus entstand Gedanke, Bewegung, endlich Statut der Studentenorganisation, gedacht als Instrument zur Überwindung dieser Atomisierung. Heute regen sich neue Tendenzen ähnlicher Art. Die Organisation allein genügt nicht; auch der V.S.S. nicht. Man empfindet lebhaft: es fehlt die w a h r e a k a d e m i s c h e L e b e n s g e m e i n s c h a f t. Man sucht sie in der Vergangenheit. War es wirklich jemals anders? Und wenn so, warum?

Über e i n e Sache muß man sich klar sein: wenn manche Studenten die Studentenschaft dunkel als Trägerin eines stärkeren Gemeinschaftswillens erträumen, dann haben sie insofern recht, als das stärkste Gemeinschaftsleben tatsächlich überall innerhalb des Berufes besteht. Schließlich kamen sie auch aus einer festgefügtten Arbeitsgemeinschaft: der Schulklasse. Und es ist auch so, daß mindestens 95 Prozent der erwachsenen Menschen nicht nur tagsüber, sondern überhaupt gesellschaftlich innerhalb ihrer Berufssphäre verbleiben. Freundschaften und Bekanntschaften entstehen und dauern, mindestens in unserem Volk, fast ausschließlich innerhalb des Berufes. Das ist die Tatsache, die durch noch so viel fromme Wünsche nicht aus der Welt zu schaffen ist. Insofern ist es logisch, auch die Studentenschaft als Berufseinheit zu empfinden. Genau aus diesem Bedürfnis heraus ist, wie gezeigt, die Studentenorganisation erwachsen. Wenn es aber nie gelingen wird, diesen Rahmen durch ein Netzwerk so vieler menschlicher Beziehungen zu erfüllen, wie es einer anderen Berufsgemeinschaft möglich ist, so liegt es an dem, daß sich die Studentenschaft allzu rapid erneuert. Kaum hat eine studentische Generation die bestehenden Formen studentischer Gemeinschaft nicht nur geerbt, sondern innerlich erworben, kaum hat sie angefangen, ihrerseits ein mehreres dazu zu tun, so entwächst sie selber bereits dem

Studententum und macht einer neuen Generation Platz. Darum kann eine gesamtstudentische Tradition eigentlich fast nicht entstehen. Sie könnte aber entstehen, wenn das Wesen unserer schweizerischen Universitäten von Grund aus geändert würde, wenn es nicht nur in den Verbindungen „alte Herren“ gäbe, sondern an der Universität als Ganzem, mit andern Worten, wenn das akademische Bewußtsein so stark und stolz würde, daß sich die fertigen Akademiker auf Lebenszeit ihrer Universität verbunden fühlten und, zusammengefaßt in einer mächtigen Körperschaft, an Gedeih und Verderb „ihrer“ Universität mitverantwortlich wären. Solches existiert an den englischen Universitäten, im Institut der sogenannten „Fellowship“. Der fünfzigjährige Pfarrer, der „Fellow“ von Cambridge ist, reist vom entferntesten Dorf zur Wahl „seines“ Rektors oder zur Wahl des Parlamentsmitgliedes, das die Universität entsendet. Was dieser Entwicklung bei uns entgegensteht, ist die dem Kontinent eigentümliche akademische Freizügigkeit. Es gibt sie freilich auch in den angelsächsischen Ländern, aber nur für die „graduate students“. Die ersten sechs Semester verbringt man unweigerlich an derselben Universität, die für einen englischen Akademiker lebenslänglich „my College“ bleibt, auch wenn er später an noch so vielen andern seinen Horizont erweitert hat.

Es ist nun freilich durchaus möglich, daß wir mit der Zeit den gegenwärtigen Aufbau der deutschen (und schweizerischen) Universitäten als durchaus unzweckmäßig empfinden. Er kann sich auch nicht mit der Berufung auf irgend eine strukturelle Logik verteidigen, sondern einzig mit der auf die historische Gewordenheit. Aber tatsächlich ist es doch so, daß im Laufe der Jahrhunderte in eine ursprünglich sinnvolle Gliederung, die man aus dem ausgehenden Mittelalter übernahm, immer mehr Neues hineingestopft wurde, bis man zuletzt ein geistiges Warenhaus erhielt, das als Kuriosum zwar noch einige Fetzen lateinischen Brimboriums mitschleppt, aber in Wahrheit nur noch eine Reihe selbständiger Fachschulen darstellt, welche, hochspezialisiert wie sie sind, die Vielfältigkeit und Zerrissenheit des heutigen wissenschaftlichen Lebens spiegeln. Es läßt sich darum allerdings die sehr schwerwiegende Frage aufwer-

fen, ob diese Universität eigentlich noch einen sittlichen Anspruch auf Autonomie besitze, die ihr doch in gewissem Maße der Staat (mit Ausnahme Basels bei uns überall ihr Gründer) belassen hat. Die mittelalterliche Universität, von der sich ihr Anspruch auf Autonomie herleitet, war kein Instrument des territorial bedingten Staates. Ihr Statut empfing sie entweder vom P a p s t oder vom K a i s e r. Sachwalterin war sie somit der absoluten geistigen Ideen der Kirche und des Reiches. Von dorthier leitet sich ihre Macht sowohl wie ihre Würde.

Es sind nun, so scheint es, für die Zukunft zwei Entwicklungen möglich; denn ganz undenkbar ist's, daß eine einmal gegebene Form unendlich lange sich immer weiter mit heterogenem Inhalt fülle. Die eine Entwicklung ginge in der Richtung der „Versachlichung“. Die Universitäten würden ihre Fakultäten in technische Fachschulen auflösen und sich des letzten Restes von mittelalterlichem Formelwesen begeben. Der Staat würde ihre Autonomie vollständig abschaffen. Sie würden verwaltet wie seine übrigen Erziehungsinstitute. Gewisse sachliche Vorteile könnten daraus entstehen, hauptsächlich in bezug auf das Ineinandergreifen von Mittel- und Hochschulbildung und von Universität und Lehrerausbildung. Dieser Typus Universität besteht heute in Sowjetrußland.

Die andere Entwicklung ist entgegengesetzter Art. Die Universität muß sich neu formen um die Begriffe Bildung und V e r a n t w o r t u n g. Sie tut es, weil sie weiß, daß die europäische Kultur durch die fortlaufende Zerstörung aufs tiefste bedroht ist. Wer Eliten sagt, meint diejenigen Menschen, denen Bildung und Verantwortung die zentralen Begriffe ihres Daseins und ebenso aller Kultur sind. Die heutige Universität vermittelt das Wissen und handwerkliche Technik. Das Q u a n t u m wird geprüft. Bildung — ein q u a l i t a t i v e s — ereignet sich oder ereignet sich nicht. Keine Formen und Techniken sind in der heutigen Universität vorgesehen, die ihr spezifisch förderlich wären. Wo sie sich durch freie Arbeitsgemeinschaften und persönlichen Kontakt mit Professoren ergibt, ist es zufälliger Art. Das System sieht sie nicht vor. Ebenso wenig kennt die Universität als solche das Problem der Verantwortung, denn daraus erwüchse automatisch eine im höheren Sinne poli-

tische und religiöse Beeinflussung. Beides lehnt die heutige Universität im Namen der Lehrfreiheit ab. Eine denkbare Universität der Zukunft aber würde diese beiden Begriffe ins Zentrum stellen; denn nur aus ihrer Vermählung: sich verantwortlich fühlende Bildung, ist das Werden einer Elite denkbar, die unsere Kultur aus der Anarchie der Gegenwart zur gegliederten Ordnung der Zukunft zu führen imstande ist.

Schließlich ist es denkbar, ja wahrscheinlich, daß diese beiden Richtungen sich vereinigten. Die auf Bildung und Verantwortung gegründete eigentliche Universität, an der das Gesamtgebäude der Kultur dem von der Mittelschule kommenden Studenten in reicherer, vielfältigerer Darbietung zugänglich gemacht würde, jedoch methodisch nicht viel anders als dort (Vorlesungen sehr eingeschränkt, Kolloquien und Arbeitsgemeinschaften außerordentlich erweitert), sie stünde in organisatorischer, wenngleich lockerer Verbindung mit dem Komplex der Fachschulen, der sozusagen im weiteren Sinne technischen Hochschule, die ausschließlich die spezifische Berufsausbildung vermittelte.

Logisch schiene es mir, daß nur die Fachschulen obligatorisch wären, nur sie vom Staate erhalten und verwaltet würden. Denn einzig das Technische gehört zum Bezirk des Staatlichen; einzig dort richtet der mutmaßliche Staat von Morgen, durch soziale und wirtschaftliche Kämpfe hin- und hergerissen, verhältnismäßig wenig Unheil aus, wenn auch seine sämtlichen Beamten nur nach engen parteipolitischen Rücksichten gewählt werden.

Aber die andere Hochschule, die kulturelle, die eigentliche Universität, der Quell und Ursprung der Eliten von Morgen, die müßte sich erinnern der Idee der weltlichen Universalität (Kaiser), der Idee der geistigen Universalität (Papst als Vertreter der allumfassenden Kirche). Das könnte sie im letzten nur, indem sie sich vom Staate befreite! Diese, ausschließlich auf den Prinzipien der Bildung und der Verantwortung gegründete Universität könnte ihre Freiheit gewinnen, wenn sie wirtschaftlich und organisatorisch getragen wäre durch die Gemeinschaft der Studierenden

und aller Exstudenten. Mit der Zeit würde sie sich somit stützen auf die wahre Elite des Landes, da ja nur die nach eigentlicher Bildung Dürstenden sich in ihre Pforten gedrängt haben werden. So aber wäre erst ihre volle Autonomie gerechtfertigt, ja eigentlich gefordert. Diese Universität könnte, dürfte alsdann nicht anders sein als der vollkommene Ausdruck der im Lande herrschenden Geistigkeit. Machtvoll würde ihre Stimme hinschallen über das in kleinteiligen politischen und wirtschaftlichen Kämpfen zuckende Land. Keine Regierung dürfte es zu unternehmen wagen, sich ihrer moralischen Autorität entgegenzustemmen, wenn sie in gefährdeter Stunde ihr ganzes Gewicht in die Wagschale werfe. Damit erhielte das Land den dringend ersehnten geistigen Gegenpol gegen die durch die Realitäten bedingten Mächte des Technischen, Wirtschaftlichen und Politischen. Deren zerstörende Übermacht erführe das segensreiche Korrektiv!

**Paul Lang.**

Davos, am Karfreitag 1931.

---

### **BEGEGNUNG MIT LIONARDOS ABENDMAHL.**

Hundertmal schon ist Lionardos Abendmahl jedem begegnet, auf Postkarten, in großen, guten und schlechten Drucken, einmal vielleicht in Mailand selbst, im Refektorium von Santa Maria delle Grazie. Und wer bewahrte nicht auch, zumindest aus einer der berühmten Beschreibungen des unvergleichlichen Wandgemäldes, bestimmende Eindrücke? Es wird zwar immer wieder behauptet, alles über bildende Kunst Gesagte stelle sich davor wie Mauern, sperre dem „eigenen Gefühl“ den Weg zum Leben des Werks. Doch wie könnte, was unsere Erfahrung klärt und weitet, unser Erlebnis mindern? Das Größte, was wir zu empfinden vermögen, entstammt immer länger Bekanntschaft, es gibt keine Liebe auf den ersten Blick, wohl Verwunderung, Verkündung... Lange vertraute Kunstwerke gewähren uns die tiefsten Blicke. Gewiß, es sind immer feinere ästhetische Werte, die sich uns offenbaren, aber mit ihnen erschließt sich tiefere Lebenserkenntnis.

Was uns an Lionardos Abendmahl immer neu in Erstaunen

setzt, ist der symmetrische Bau des Bildes. Formal decken rechte und linke Bildseite sich in den großen Zügen ganz. Gar nicht selten finden sich Stimmen, die in derartig errechneter formaler Ausgewogenheit das Leben eines Kunstwerkes gebunden und unfrei, am Wertvollsten beschnitten, sehen wollen. Aber wie sind in die beiden Bildhälften des Abendmahls zwei völlig verschiedene Welten gelegt!

Christus, in der Mitte sitzend, verrät mit seiner großen, schlichten Gebärde der ausgebreiteten Arme nicht nur sein Wissen und Wundern über kommenden Verrat. Auch im stillen, klaren Bezeugen der leidvollen Ergebenheit und bereiten Hinnahme des Unabänderlichen erschöpft seine Gebärde sich nicht. Er sieht die beiden Seelen, die auch in ihm widereinander stehen, und die nur er in diesem schweren Augenblick zu versöhnen vermag, getrennt in den beiden großen Gruppen der Jünger wirken.

Auch Christus hat gefragt, gedacht und gerechtet, und er weist mit seiner linken, voll auswärts gekehrten Hand auf die Seite des Tisches, wo die Jünger aufspringen in Erstaunen und Entrüstung über die Zumutung des Verrats. Christus zunächst steht der Jünger, der seine eigene Gebärde wiederholt, nur lauter, nur heftiger, der verwundert und entsetzt die Arme auseinander wirft. Mit fast drohend erhobenem Finger beteuert ein anderer seine Unschuld; mit beiden Händen zeigt der dritte auf sein reines Herz, inbrünstig und flehend, dann senkt sich gegen Ende des Tisches die jäh aufgeworfene Welle in den Köpfen und deutenden Händen, die Gebärden werden übertrieben, lauter und leerer. In erregtem Disput wird der Vorwurf des Meisters erwogen und zurückgewiesen, Gründe, Beweise werden gefordert und gegeben. Den zu äußerst sitzenden Kahlen, der die beiden Handteller wie eine Waage gegeneinander legt, hört man ihn nicht?

So ist in den Jüngern Christus zur Linken die ganze Welt des Wortes geschildert, ihr Eindrückliches, ihre Klarheit, ihr Pathos, ihr Krampf und ihre Leere. Es wird gesagt, gefragt, beteuert und begründet.

Mit seiner rechten Hand aber, die ihre Innenseite nur halb und zögernd zeigt, weist Christus auf die andere Seite des

Tisches. Dort ist die stumme, starke, die bis zur Dunkelheit tiefe Welt des Herzens — und Leibes. Im Johannes steigert sich Christus' wartende, wunde Ergebenheit. Aber die Leidenbereitschaft im Lieblingsjünger ist voll Trauer und Trostlosigkeit. Die Jünger neben Johannes stehen alle unter einem Bann gewaltiger Empfindung. Das Wort Verrat hat ihnen die Mitte des Herzens getroffen, und vielleicht wird in ihrer Ruhe Erstarrung sichtbar. Sie reden nicht, einer nur, mit erhobenen abweisenden Händen, mahnt zum Schweigen, oder äußert er so, erschrocken, zurückgeworfen, seine Unschuld? Und der Äußerste, faßt er den Sinn des Wortes Verrat nicht, neigt er sich nach vorn, es nochmals zu hören, oder stemmt er sich gegen den Tisch, seinen kräftigen, breiten Nacken bietend? An seinem wuchtigen Arm brandet der erregte Wellenfluß der beredten Hände von drüben stumpf zurück. Ihm gegenüber, am andern Tischende, sitzt als größter Kontrast des Bildes der Pharisäer, der Schriftgelehrte und Wortgewandte, der seine Seele vorweisen kann auf den Händen. Bewegung ist drüben, Gelöstheit des Ausdrucks, Eleganz. Hier, zur Rechten von Christus folgen sich die Köpfe der Jünger enger nebeneinander, unter einer strengen, kaum bewegten Horizontalen. Hier sind Gebundenheit und Schwerfälligkeit, — Lauer, Abwehr, und Kampf? Schwer ist sichtbar, was sich in diesen Jüngern vollzieht. Keiner beteuert, nicht der Verräter zu sein, aber jeder sucht ihn —. Die Aufwühlung kocht in der Tiefe, die sparsame Gebärde hat Wucht von innen. Gefühl löscht aus in Dumpfheit. Und hier, unter diesen Jüngern sitzt Judas der Verräter, dunkel und mächtig, nur hier kann er sitzen. Petrus, als müßte er es hinter dem Rücken des Verräters verstecken, hält, deutlich sichtbar, das Messer.

Christus, mit seiner stillen, offenen Gebärde an beide Seiten sich hingebend, gehört beiden Welten, der Welt des Wortes und der andern, unergründlichen, im Finstern mündenden Welt. Zweiheit und Zwiespalt liegen in ihm, aber er hat Vermittlung und Versöhnung gefunden. Deshalb ist er die Mitte des Bildes und so unsäglich schön. Hinter seinem weichen, jugendlich gelockten Haar leuchtet zu beiden Seiten helle Landschaft herein.

**Max Amstein, med.**

## „LOB DER FREIHEIT“.

Es entspricht unserer Neigung das Leben in Theorien zu begreifen, wenn wir jede Epoche mit einem Schlagwort versehen und ihr den einseitigen Stempel einer Tendenz aufdrücken. Es entspricht auch der amerikanischen Standardisierung, welcher das Individuum heute mehr oder weniger seinen Tribut zahlt.

Immerhin ist dem einzelnen die Möglichkeit der Rebellion geblieben. Daß aber die Theorie in solchem Maße zur Vereinheitlichung neigt, daß das heutige Schlagwort der politischen Diktatur auch die geistigen Gebiete ergreift, scheint der kulturellen Vielfalt bedrohlich. Diese Vermengung politischer Haltung mit geistigen Lebensformen ist unerträglich und erniedrigend.

Gewiß ist es nutzlos, sich gegen den Geist der Epoche aufzulehnen, und keiner entrinnt der Zeit, welcher er angehört. Aber nie manifestiert sich eine Zeit in so einseitiger Weise wie eine oberflächliche Betrachtung der Geschichte es beweisen möchte: Sie nimmt nur die augenscheinlichste und vorherrschende Tendenz wahr, aber jede Zeit ist nicht ein Zustand schlechthin, sondern Ergebnis, Reaktion und Übergang.

Am eindeutigsten, scheint es, prägt sich das politische Antlitz einer Epoche aus, hier ist Verwirklichung und Sphäre der Tat, gewaltig setzt sich der stärkste Anspruch durch, am strengsten unterwirft sich das Geschehen den Gesetzen der Reaktion. Fast ausnahmslos werden auf diesem Gebiet Ideen ad absurdum geführt, denn sie verwirklichen zu wollen ist die Absicht und der ewige Irrtum, und jenes Gesetz der Reaktion die unvermeidliche Folge: Die Ideen erstarren in ihrer „Verwirklichung“.

Darum aber sollte stets das rechte Verhältnis gewahrt bleiben, die Sphäre der Tat sollte Auswirkung der geistigen Tendenz sein, diese aber im Bild einer Epoche das Lebendige, Vielfältige, durch keine praktische Forderung Gehemmte. Die Umkehrung der Ansprüche, die Versklavung der geistigen Kräfte im Dienste irgendeiner „Institution“ war stets eine Gefährdung des kulturellen Reichtums. Selten fallen politische

Blüteperioden mit den geistigen Höhepunkten einer Nation zusammen, und nie hat es dem Geiste gefrommt sich in den Dienst des Staates zu stellen. Die kriegerischen Leistungen Spartas haben seine fehlende Kultur nicht ersetzt, die Begabung der Griechen hat in Athen das Reich ihrer Wirksamkeit gefunden. Wohl kennen wir fortschrittliche Epochen — sie folgen fast immer auf große äußere Siege — welche einen hohen Grad geistiger Aufklärung und materiellen Fortschrittes verbinden. Aber eben das Beispiel des neuen deutschen Kaiserreiches, welches so glanzvoll begann, lehrt, daß jene Angleichung und Vermischung der Lebenssphären den geistigen Anspruch herabsetzt und verflachen läßt.

Die geistig-schöpferischen Kräfte brauchen Einsamkeit und Freiheit. Nirgends erhebt sich der Anspruch individueller Freiheit mit größerem Recht. Die der bürgerlichen Prosperität so zuträglichen Epochen materiellen Aufschwungs erschaffen oder vereinseitigen zum mindesten die tiefere geistige Regsamkeit.

Noch bevor der bürgerliche Realismus sich geistig überlebte und in den Expressionismus umschlug, brach im Naturalismus und in der sozialen Revolution das Extrem seiner eigenen Tendenz aus.

Die vorausgegangenen Generationen kämpften unter den mannigfachen Schlagworten der Demokratie für die große Idee der Freiheit. Ihre Errungenschaften genießend, verfielen sie dem Schicksal jeder Realisierung: der Einseitigkeit und Erstarrung.

Aber wenn heute auch die politische Form jener Tendenzen: der Parlamentarismus sich seinem Ende zuneigt, so sollte man nicht die Berechtigung und Wahrheit der geistigen Forderungen leugnen, welche darin ihre unvollkommene Verwirklichung fanden. Das hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, und ist die Art eines mittelmäßigen Verstandes, dem das Gefühl für die reinliche Trennung der Lebenssphären fehlt. Denn letztlich gibt es nur wenige große geistige Grundanschauungen, welche immer wiederkehren und immer aufs neue in tausend Formen ihren Ausdruck suchen.

Heute stehen wir, so hört man allgemein, im Zeichen der Diktatur.

Ist es aber notwendig, die staatliche Tyrannei der Sowjets und die persönliche Autokratie der neuen Diktatoren und ultrareaktionären Volksführer, ist es notwendig, all diese hier nicht zu diskutierenden Erscheinungen in das geistige Leben eingreifen zu lassen, wo ihre Wirkung noch viel einseitiger und menschenunwürdiger ausarten müßte als in jenen Sphären der Tat, welchen sie entstammen?

Ist es notwendig, daß wir — wie manche Symptome es verraten — wieder Fanatiker der Intoleranz und Anbeter des Autoritätsglaubens werden, daß wir von panischem Schrecken vor der „Realität aller Werte“ erfaßt, uns in das extreme Gegenteil retten, als gelte nicht wenigstens auf geistigem Gebiet das Gesetz des schönen Maßes?

Nach der französischen Revolution hat eine ähnlich panische Furcht die heilige Allianz hervorgebracht, welche die Griechen in ihrem Freiheitskampf zu unterstützen sich weigerte, weil dieser Kampf gegen das Prinzip der Legitimität und Autorität verstieß!

Dem Unbefangenen widerstreben die Äußerungen dieses Geistes ebenso wie ihm die bevorzugten Formen des heutigen politischen Lebens bedenklich erscheinen. Sollte die staatsbürgerliche Tüchtigkeit wieder der geltende Maßstab für den „Wert“ des einzelnen sein? Und sollten die in vielen Kämpfen errungenen Bedingungen einer freien Persönlichkeit so leicht wieder preisgegeben werden?

Allein das eine genannte Symptom: die religiöse Intoleranz — wird zu einem Zeichen der Unkultur, gegen die unser Empfinden sich auflehnt. Humanität, Toleranz und ein reiner Wille bleiben durch alle sich wandelnden Daseinsformen die selbstverständlichen Forderungen eines freien Geistes.

**Annemarie Schwarzenbach, phil. I.**

## **FAKULTÄT DER KÜNSTE.**

Es gibt Studenten, die studieren und Studenten, die auch studieren.

Im neuen Studentenheim an der Clausiusstraße ist eine neue Gemäldegalerie eröffnet worden. Kunst-Akademie? Nein,

noch nicht! Aber akademische Kunst! Eintritt frei! Da die Galerie weder einen leiblichen noch einen gedruckten Führer besitzt, empfehle ich nach der Devise „wer sucht, der findet“ die Räume des Studentenheims zu durchgehen. Im I. Stock in drei Zimmern hängen seit einigen Wochen an ganz gewöhnlichen X-Hacken ungewöhnliche Ölbilder und Federzeichnungen eines Werner Niederer, jur. Ich weiß nun nicht, ob der Jurist Künstler, oder der Künstler Jurist ist. Einerlei! Niederer hat die Bilder eigenhändig gemalt und gezeichnet und diese Tatsache allein scheint mir beachtenswert. Talent? Vielleicht ist es mehr, doch steht mir als Laie nicht zu, die Kunst Niederrers zu analysieren, auf dieselbe aber aufmerksam zu machen, wird mir wohl keiner der Studenten und Auch-Studenten verwehren wollen. Wenn eines über die Bilder gesagt werden darf, dann ist es vielleicht dies: die Federzeichnungen zeigen eine merkwürdige Tendenz ins Satirische, wo mir der Zeichner mit dem Juristen oder der Jurist mit dem Zeichner zu spielen scheint und zwar nicht ein Spiel der Launen, sondern ein hohes Spiel zweier Psychen, die sich lieben. Die Ölbilder wirken im Ton oft recht unruhig, ziehen aber dadurch an. Wenn ich das einzelne beschau, vertröstet es mich mit seiner Bestimmtheit des Unvollendeten auf noch nicht gemalte vollendete.

Niederer, malen Sie weiter um Ihrer Dissertation und doktorieren Sie um Ihrer Kunst willen. In magnis et voluisse sat est.

**Robert Walter, phil.**

---

## **DIE SCHWEIZ ALS NATIONALSTAAT.**

Manche unter uns haben sich längst an den Gedanken gewöhnt, daß die Schweiz zwar ein Staat, das Schweizervolk als solches aber keine Nation sei. Wir empfinden das Demütigende dieser Überlegung. Wir möchten, wir müssen uns dagegen wehren!

Die Ursache dieses Gefühles der Minderwertigkeit, das uns oft beschleicht, sobald wir unser Vaterland mit fremden Staaten vergleichen, ist jedoch meines Erachtens nicht in einer tieferen Erkenntnis vom Wesen unseres Staates begründet,

sondern vor allem in dem mißlichen Versuch, eine fremdem Boden entsprossene Theorie auf unsere staatlichen Verhältnisse anzuwenden.

Die deutsche Romantik hat uns erklärt, daß nur solche Leute in einem Staate gedeihlich zusammenleben könnten, die die gleiche Sprache sprechen und durch diese gemeinsame Sprache einer Kulturgemeinschaft angehören. Diese Kulturgemeinschaft nannte man Nation, da man ihre Grundlage in der gemeinsamen Abstammung ihrer Glieder suchte. Bald schritt man weiter und personifizierte die Nation und erklärte sie als oberste Gottheit, die das Recht hat, alle Menschen, die sie wegen ihrer objektiven Eigenschaften (Sprache, Abstammung) als zu sich gehörig betrachtet, an sich zu ziehen.

Und wir haben das alles getreulich nachgesprochen. Sagt doch Bluntschli in seiner „Allgemeinen Staatslehre“: Wohl aber ist eine Nation, welche Volk geworden, oder im Begriffe ist, Volk zu werden, berechtigt, die zerstreuten Glieder, derer sie zu ihrem Dasein bedarf, an sich zu ziehen.“ Wenn das wahr ist, dann ist unser Staat ein Unsinn, dann ist er ein Hindernis für die Befriedigung Europas, ein gewalttätiger Räuber, der die Glieder mehrerer Nationen gefangen hält und diese hindert ihre große Aufgabe, vollkommen zu werden, zu erfüllen.

Ist aber eine Nation einzig und allein auf der Grundlage der Sprachgemeinschaft denkbar? Gibt es noch andere für den Aufbau der Nation gestaltende Kräfte, oder müssen wir gar eine mystische Gottheit schaffen, von der staatsbildender Wille ausgeht?

Eine Nation braucht nicht etwas a priori Gegebenes zu sein, das Subjekt eines Willens ist, während die Glieder der Nation Objekt sind. Wir können ebenso umgekehrt die Nation als Objekt eines Willens betrachten, der von den einzelnen Menschen als Subjekten ausgeht. Das heißt, die Nation kann nicht mehr sagen, welche Menschen ihr angehören sollen, sondern die Menschen erklären, zu welcher Nation sie gehören wollen. Wenn wir die Nation so, als ein Zusammengehörenwollen einzelner Menschen auffassen, dann ist klar, daß Sprachgemeinschaft nicht mehr das alleinige Prinzip ist, auf dem sich eine Nation und damit ein Nationalstaat aufbauen kann, son-

dern daß auch andere Kräfte nationengestaltend sein können, es vielleicht noch mehr sind als die Sprache. Ernest Renan hat sehr schön in einem Vortrag „Qu' est-ce qu'une nation?“ (gedruckt im Sammelband: Discours et Conférences) dargelegt, wie Frankreich, aus vielen Stämmen zusammengesetzt, erst durch das gemeinsame Erlebnis der Revolutionskriege und die Begeisterung des Abwehrkampfes gegen die fremden Armeen zu einem Nationalstaat durch den Willen seiner Glieder wurde.

Welche Kräfte beim Aufbau unseres Staates und nachfolgend unserer Nation wirksam waren, hat uns die Geschichte zu zeigen. Es ist der Selbstverwaltungswille kleiner Gebilde, Städte und Bauerngemeinden, die sich verbanden, um selbständig zu bleiben. Hat sich doch noch 1815 Genf der Schweiz angeschlossen, weil es so seine Unabhängigkeit besser bewahren könne. Dieser Wille zum Eigenleben ist zum Glück auch in den Teilen unseres Staates erwacht, die durch Gewalt zu seinen Gliedern wurden und zum größten Teil durch diesen Willen nun auch zu Teilen unserer Nation geworden sind. Eine zweite Kraft, die beim Aufbau unserer Nation mitgewirkt hat, ist der Wille zur demokratischen Staatsform, die allerdings nicht die Rechenmaschinendemokratie unseres Proporztes zu sein braucht. Als dritter Faktor unserer Staatskohäsion ist die gemeinsame Geschichte des Schweizervolkes zu betrachten, die es ermöglicht hat, das erste Prinzip unseres Staates etwas in den Hintergrund zu drängen, das heißt, den Kantonen einen Teil ihrer Selbständigkeit zu nehmen.

Nachdem wir nun die gedanklichen Grundlagen (die geopolitischen Faktoren muß ich hier beiseite lassen) in ihren Grundzügen erkannt haben, stellt sich uns die Aufgabe, daraus die Schlüsse für unser politisches Handeln zu ziehen.

Als Nation, die nur durch den Willen aller ihrer Glieder besteht, kann die Schweiz, im Gegensatz zu Nationalstaaten, die auf etwas absolut Gegebenem (Sprachgemeinschaft) fußen, nur solange ein Nationalstaat genannt werden, als der Wille zum politischen Zusammenleben in ihren Gliedern lebendig ist. Denn ein Nationalstaat, wie wir ihn auffassen, ist etwas Dynamisches, er ist nur, wenn er lebt, er kann nicht latent sein. „Die Existenz einer Nation ist ein tägliches Plebiszit, wie die

Existenz des Individuums eine ununterbrochene Lebensbejahung (Renan).“ Wenn wir in diesem Plebiszit unterliegen, sind wir ein Staat ohne Nation, ein leeres Gehäuse, das bald zerfallen wird. Dessen müssen wir uns bewußt sein, daß die Schweiz etwas Einmaliges ist, daß es nach ihrem Zerfall kein Risorgimento geben kann, eben weil unserm Staate eine absolute, bleibende Grundlage fehlt. Wir dürfen uns nicht politischer Trägheit überlassen, weil unsere Nation auf durchaus politischen Prinzipien aufgebaut ist. Das ist kein Nachteil, sondern wird zu unserem Glück ausschlagen, solange wir unserer Aufgabe bewußt sind. Denn nur ständiges Wachsein und Kämpfen bringt die Völker vorwärts; uns zwingt ein gütiges Geschick dazu.

Unser Nationalismus kann keine Angelegenheit der Gewalt sein, sondern nur der Gesinnung, denn nur durch unsere Gesinnung gehören wir zueinander, und nur eine Stärkung des Willens zum Zusammenleben und Zusammenarbeiten kann unsern Staat stärken. Die Judenfrage ist bei uns nicht eine Frage über die Juden, sondern die Frage an den Juden: Willst du zu uns gehören, mit uns arbeiten, oder willst du ein Fremdling bleiben?

Nach außen aber wollen wir uns zu unserm Staat und unserm Staatsgedanken offen bekennen, als eine lebendige Nation, die sich mit andern Nationen messen kann und will.

Werner Meyer, phil. I.

---

## **DIE SCHWEIZ BRAUCHT EINEN NEUEN MYTHOS.**

Die vorstehenden Gedankengänge von Werner Meyer haben die Frage nach dem tieferen Sinn eines schweizerischen Staates richtig gestellt, aber nicht gelöst. Ihr wertvolles Ergebnis ist eine weitere und tiefere Fassung des Begriffes der Nation, die klarstellt, daß Bekenntnis zu einer Sprach- und Kulturgemeinschaft nicht der einzige Sinn ist, den staatliches Zusammenleben haben kann. Diese Erkenntnis hilft uns aber nichts, ja erhellt die Fragwürdigkeit unserer Lage nur umso schärfer, als wir nicht in uns den Sinn spüren, der den uns ver-

sagten der meisten anderen „National“-Staaten ersetzen kann. Der Gedanke einer politischen Nation, in dem die vorstehenden Gedanken gipfeln, ist an sich inhaltsleer; er bedeutet nichts anderes als den Willen zum Zusammenbleiben, ohne aber dahinter auf etwas Höheres zu verweisen, in dessen Namen man zusammenbleiben und Werte schaffen will.

Jede lebendige Gemeinschaft bedarf aber eines zentralen Wertes, in dem sie wurzelt, eines Ideals, oder wie man heute lieber sagt, eines Mythos, aus dem sie Kraft und Begeisterung schöpft. Die Krise in unserer Politik und das schleichende Desinteressement zum mindesten in bürgerlichen Kreisen beruht nicht darauf, daß wir kein Nationalstaat sind, sondern darauf, daß uns der Mythos, der die Stelle des Kultes der eigenen Nationalgötter bei den großen Nationen einnehmen könnte, verloren gegangen ist. Das stolze Wissen um die Vorbildlichkeit der demokratischen Institutionen, das vor dem Kriege wohl der einzige Schutz eines weltoffenen Deutschschweizers gegen die Lebendigkeit und Anziehungskraft des weiteren deutschen Kulturraumes war und ihn an der Hingabe an dieses größere und weltgeschichtlich entscheidendere Schicksal hinderte, hat uns heute verlassen. Die allgemeine Anerkennung hat den demokratischen Gedanken aus unseren Händen genommen, und die Mißerfolge bei seiner Durchführung, die Unfruchtbarkeit seiner Wirkungen bei verschiedenen Völkern müssen unseren Glauben an ihn als allgemeinverbindliches Ideal schwer erschüttern.

Die Suche der letzten Jahre nach einem Ersatz für diesen endgültigen und in seiner Art unersetzlichen Verlust ist in die Irre gegangen. In der Welschschweiz entsteht ein den Nationalismus der Großen karikierender romantisch-reaktionärer Neo-Föderalismus; in der Ostschweiz versprechen sich einige Genesung unseres politischen Lebens durch „Rationalisierung der Demokratie“, durch verbessernde Umgestaltung der schweizerischen politischen Institutionen. Beiden Bewegungen ist der Irrtum gemeinsam, daß sie das Heilmittel in irgendwelchen im alten Sinn „politischen“ Taten sehen und so, in völliger Verkennung des eigentlichen Problems, statt den Kranken zu heilen an einem kunstvollen Sarg für ihn basteln. Die politische Erregt-

heit und Gärung unserer Nachbarstaaten Deutschland, Österreich und Italien soll uns nicht die klare Erkenntnis rauben, daß unser Staat, trotz augenscheinlicher Mängel, eine organisch gewachsene, bewährte, gereifte Organisation unseres Volkes ist und wir es deshalb nicht nötig haben, wie jene, so viel unserer besten Kraft in Diskussionen über Organisationsdetails zu verzehren, — was der Jugend-, nicht aber der Reifezeit eines politischen Systems ansteht. Somit wird der Mythos, der das Leben der nächsten Generation in der Schweiz tragen soll, nicht im Politischen in erster Linie sich verwirklichen, wo unsere Möglichkeiten teils eng begrenzt (Außenpolitik), teils erschöpft sind (Innenpolitik), sondern dort, wo die Möglichkeiten groß und das Getane unbedeutend sind, im Sozialen.

Die Schweiz hat sich im Kriege wie alle neutralen Länder trotz aller Opfer bereichert. Heute ist sie eines der ganz wenigen Länder, die der Weltwirtschaftskrise noch mit einigem Erfolg standhalten. Die Sorge um die Bewahrung ihres hohen Lebensstandards ist somit mit Naturnotwendigkeit eines der stärksten Bande geworden, das uns Schweizer in gemeinsamer Abwehrstellung gegen unsere jeweiligen Stammesbrüder jenseits der Grenzen vereinigt. Solcher Eingeständnisse, unerträglich aus dem Munde eines Nichtschweizers, aber auch von einem Schweizer ausgesprochen dem sogenannten Patriotismus anstößig, brauchen wir uns nur dann zu schämen, wenn wir uns nicht mutig zu den Verpflichtungen stellen, die sie uns auferlegen. Reichtums würdig ist der einzelne, welcher aus ihm eine umfassendere Lebendigkeit und höhere Menschlichkeit zu gewinnen, ist die Gemeinschaft, die ihn verbindend und befruchtend allen ihren Gliedern zuzuführen weiß. Wir Schweizer sind durch unsere heutige Lage dazu aufgerufen, unsere Heimat zu dem Land zu machen, in dem, in kleinem Rahmen, das innerhalb unserer heutigen Zivilisation mögliche Optimum an sozialer Gerechtigkeit erprobt und erarbeitet wird. Es bedarf des Einsatzes unserer ganzen Kraft, den Vorsprung der anderen Kleinstaaten in ähnlicher Lage (wie der skandinavischen, oder etwa unseres armen Nachbarlandes Österreich) in Sozialversicherung, Fürsorge, Wohnungsbau, Bemühung um Heranziehung des Arbeiters zur Mitgestaltung am

Wirtschaftsprozess — einzuholen und uns an die Spitze zu stellen. Aber wir dürfen wohl aus unserer Vergangenheit Selbstvertrauen schöpfen: nach einem Jahrhundert ständiger Erprobung und Bewährung unserer politischen Fähigkeiten gehen wir an diese neue große Aufgabe nicht unvorbereitet heran.

Aus einer solchen Wiedergeburt unserer politischen Ideale in dem weiteren Felde des Sozialen mag auch wieder ein werdender neuer Schweizer Mensch hervorgehen, wie ihn sich Keyserling, der uns Schweizern wohl immer noch das Härteste und Wertvollste für unsere Selbsterziehung gesagt hat, erhofft: „unabhängig, im wahren Sinn bescheiden, im echten Sinne schlicht, vor allem neidlos.“ **Hans Karrer, iur.**

---

## PROLEGOMENA ZU KÜNFTIGEN DISKUSSIONEN ÜBER SOZIALISMUS.

Es ist eine unverkennbare Tatsache, daß in letzter Zeit der Sozialismus als Theorie und Bewegung stärker ins Blickfeld der Studentenschaft gerückt ist, was vor allem auch im „Zürcher Student“ zum Ausdruck kam. Von welcher Art und Tiefe ist dieses Interesse? Ist es Impuls, aus eigenem Sein aufsteigende Frage, oder ressentimentgetrübte Reaktion, Abwehr? Was war Gegenstand der Diskussion? Der sozialistische Stadtpräsident, die Sozialpolitik seiner Partei, auch etwa auf höherem Niveau der Marxismus, der Kollektivismus usw., nie aber jene Lebensstatsachen, die die Voraussetzungen des Sozialismus sind, jene furchtbaren Wirklichkeiten sozialer Zustände, die man (leider! für das Proletariat) nicht so bequem wie den Marxismus mit dem Schlagwort: 19. Jahrhundert, überlebt! abtun kann.

Woher kommt es nun, daß der Diskussion der wesentliche Untergrund fehlt, der unmittelbare Lebensbezug und damit die entscheidende Wahrhaftigkeit und Tiefe? Denn sie fehlt. Nicht etwa nur dort, wo niedere Gesinnung, kleine, engherzige Interessen herrschen. (Wenn sie nur da fehlen würde, wäre diese Erörterung überflüssig.) Sie fehlt auch da, wo innerer Anstand vorhanden ist. Darum tut Besinnung not.

Sie führt uns hinein in die Problematik unserer Einstellung zum Leben überhaupt, zum Leben als Aufgabe, Ruf nach Gestaltung. Wir hören diesen Ruf nicht mehr, oder doch nicht mehr in seiner großen, ernstesten Eindringlichkeit.

Und doch sind wir ausgegangen, uns zu bilden, zu formen, uns auf uns selbst zu besinnen, auf unser Wesen, unser Menschsein, unseren Ort in der Welt, und nicht zufällig, sondern uns gemäß, unserem Sinn gemäß zu leben.

Aller Erkenntnisdrang, der mehr ist als Wissensgier, kommt aus Sehnsucht nach Lebensgestaltung. Man komme nicht mit der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft. Die Voraussetzungen, von denen sie frei sein muß, sind sekundäre Interessen, aber nicht das Leben. Ist sie denn nicht gleichsam eine große, umfassende, ungeheuer differenzierte Besinnung auf Mensch und Welt? Sind nicht auch die äußersten Äste des weitverzweigten Stammes noch mit der Wurzel verbunden, mit dem Fragen nach Sein und Sinn des Lebens? Wissenschaft ist Methode, ist das ordnende Prinzip im Chaos der Erscheinungen des Lebens, aber eben des Lebens, ihr Inhalt kann immer wieder nur Leben sein.

Wenn Wissenschaft letzten Endes Selbstbesinnung ist, so ist sie es, die uns verbindet. Sie ist das Gemeinsame unserer Akademikersituation, bei aller Verschiedenheit unserer Studien. Aber wir unterliegen einer Gefahr: der Verselbständigung der Methode. Ich möchte sie Leerlauf des Verstandes nennen, jene relative Leichtigkeit, mit der wir, dank der Schulung zu differenziertem Denken Theorien machen. Das Denken wird eine Waffe gegen uns, gegen unsere menschliche Entwicklung, wenn wir den Boden unmittelbaren Lebens verloren haben. Es gibt keine Zustände, keine sozialen Begebenheiten, die wir nicht hinterher mit einer Theorie zu sanktionieren vermöchten. Haben wir nicht im Weltkrieg erlebt, daß kein Unsinn grauenvoll genug sein kann, um nicht noch zu einer Idee gemacht zu werden?

Nun entspringt wohl solches Ordnen der Welt, solches „Verstehen“ des Geschehens einem letzten tiefen Bedürfnis in uns: dem Bedürfnis nach Ausgesöhntheit mit der Welt. Wir suchen ihre Einheit, ihren und damit unseren Sinn. Aber

wir betrügen uns um die wahrhafte Tiefe unseres geistigen Suchens, wenn wir das Ziel voreilig erreicht zu haben wähnen, wo wir uns noch nicht zufrieden geben dürfen. Das scheint mir unsere tragischste Gefahr zu sein: auf dem Wege zu uns selbst stille zu stehen, sich gleichsam häuslich einzurichten, das Woher und Wohin zu vergessen. Es gibt eine erhabene Menschenruhe, aber sie darf nicht reduziert werden auf Bequemlichkeit, Bürgerlichkeit, Gemütlichkeit.

Wir dürfen nicht um die Entscheidung herum philosophieren. Wir dürfen nicht voreilig „Schicksals“-Theorien aufstellen, weil wir in Gefahr sind, unser wirkliches Schicksal, die Menschenaufgabe zu verraten. Wir müssen ein Menschenbild in uns haben, das allein uns Maßstab für Freiheit und Kraft des Menschen sein darf. Wenn wir nicht mehr von Grund auf zu denken versuchen, wenn wir uns mit Fragwürdig-Sekundärem als Voraussetzung begnügen, verlieren wir schließlich das Wesentliche: unseren Sinn für letztes Wahrhaftigsein, für Verantwortung. Darum ist bloßes Diskutieren, aus noch so scharfsinnigem Denken heraus — wenn dieses Denken nicht den Menschen, den absoluten Menschen als Anfang und Ende hat — unfruchtbar.

In diesem Sinne unfruchtbar scheint mir die Diskussion über Sozialismus, von der ich ausging.

Betrachten wir einmal einen der häufigsten Einwände gegen den Sozialismus, den Einwand, daß er die freie Persönlichkeit gefährde. Persönlichkeit äußert sich in der Lebenshaltung, im einsamen Sich-Aufrichten von inneren Quellen her. Und es kommt nicht darauf an, ob diese Quellen bei andern Menschen, vielleicht sogar bei allen, in der letzten Tiefe gleich sind. Echte Originalität lebt nicht vom Negativum der Unterschiedlichkeit, sondern vom Emporwachsen, einsamem, schwerem, aus den origines. Wo wirklich Persönlichkeit wächst, ist nicht sie das Ziel geistiger Anspannung, sondern gerade das Absolute, allen Menschen Gemeinsame.

Verstehen wir Persönlichkeit in diesem Sinne, so ist der Sozialismus als Idee nicht nur nicht persönlichkeitsfeindlich, sondern verlangt eben gerade für alle Menschen die Möglichkeit, zu sich selber als Menschen kommen zu können. Millio-

nen von Menschen haben diese Möglichkeit nicht. Sie gehört aber zum Wesen des Menschen, ihr Fehlen ist unmenschlich, Unnatur. Sie ist daher Forderung, und zwar Forderung, die in der Idee vom Menschen gegründet ist. Sie braucht keine Rechtfertigung mehr. Oder sind wir denn so stumpf geworden, daß wir den tiefen Widerspruch nicht mehr fühlen, der in allem Reden vom Menschen liegt, das nicht alle Menschen meint? Welcher Mensch trägt es denn nicht, das Gottesantlitz? Es geht nicht um die Sicherheit von flachem Optimismus, daß die Welt nach Überwindung der kapitalistischen Ordnung „besser“ sein werde. Es geht um die Er kämpfung der Möglichkeit für die Menschen, M e n s c h w e r d e n zu können. Es geht um das Aus-der-Welt-Schaffen der furchtbaren Sinnlosigkeit, daß Millionen von Menschen von Geburt auf Geschlagene des menschlichen Urkampfes sind, ausgeschlossen von der metaphysischen Situation, die den Menschen wesenhaft zeichnet. Solches Schicksal zu nennen, aus dieser Art Ungleichheit eine Philosophie zu machen, ist Anmaßung.

Ein anderer Einwand ist der der Utopie. Man lehnt den Sozialismus ab als Produkt unkomplizierter Köpfe, die, unbelastet von Kenntnis des unberechenbaren menschlichen Wesens, das Glück in die Welt bringen wollen. Und man beruft sich fatalistisch auf die Geschichte, die ja beweise, daß die Welt nicht besser werde usw. Es ist auch mit diesem Gedanken so wie mit sehr vielen andern: sie sind nicht an sich falsch, sondern durch den Zusammenhang, in den sie gestellt werden, durch die Funktion, die man ihnen gibt. Wir müssen zu erkennen suchen, was wir als Menschen, da wo wir stehen, tun müssen, nicht weil es Erfolg haben wird, sondern weil es unsere Menschenaufgabe ist. Weiter dürfen wir nicht fragen, solange es um unsere Entscheidung geht. Denn diese holt ihre Notwendigkeit in anderer Tiefe als der historischen Betrachtung, die vielleicht nichtsdestoweniger resigniert sein muß.

Beide der erörterten theoretischen Einwände gegen den Sozialismus haben nun das Gemeinsame, daß sie keine Entscheidungen sind, sondern Meinungen. Darum finden sie auch manchmal im selben Kopf nebeneinander Raum. Weil ein solch unheilvoller Riß besteht zwischen Leben und Denken,

weil man nicht sein Leben bildet, sondern „Bildung“ hat, etwas Peripheres, vom Lebenszentrum Losgelöstes, ist es möglich, daß man ohne tiefe, innere Unruhe solche Widersprüche aushält. Die Teilerkenntnisse drängen eben nicht zur Einheit, das Leben wartet ja nicht auf sie, es geht weiter, unabhängig, unverbindlich.

Intellektuelle Beweglichkeit ist nicht geistige Unruhe. Der Intellekt mag von einem geistreichen Wortgefecht für oder gegen den Marxismus befriedigt sein, nicht aber der Mensch (wann übrigens wird man endlich die bequeme Identifizierung von Sozialismus und Marxismus aufgeben, die ja besonders gut die Verschiebung der Frage von der gefährlichen Ebene menschlicher Entscheidung auf die unverbindliche theoretischer Spiegelfechtereie zeigt?). Wenn man es auch dank seines denkgewandten Gehirns dahin bringt, den Marxismus als unhaltbar, und damit abgetan zu erklären, was will das besagen für das grauenhafte Elend von unzähligen Menschen in allen Großstädten der Welt, das nicht widerlegt werden kann, sondern da ist, furchtbar, sinnlos da ist?

Um sich mit dem Sozialismus auseinanderzusetzen, beginnt man nicht mit dem Marxismus oder der Politik der Sozialdemokratischen Partei, sondern mit der sozialen Frage. Zuerst an der rechten Front stehen, entscheidend ergriffen, dann Kritik, überstrenge, harte — es geht ja um eine große Sache —, aber erst dann, weil dann erst jede Entscheidung, wie sie auch ausfalle, von Verantwortung getragen sein wird. Jedes kritische Nein ist dann kein Nein schlechthin mehr, keine Leere, sondern ein Ja, vielleicht zu einem andern Weg, der besser erscheint.

Vielleicht müssen wir intellektuell noch strenger werden, vor allem aber müssen wir seelisch einfacher werden. Wir leiden am Mangel letzter innerer Anspannung — zur Unmittelbarkeit, zur großen Einfachheit. Es gilt, um wahrer Bildung willen Entspannung zu suchen aus dem Krampf inhaltsloser Gebildetheit. Es gilt, nicht mehr sofort bereit zu sein mit irgend einem aus halbverstandener Philosophie entlehnten Urteil oder fatalistischem Achselzucken, das man seiner Bildung schuldig zu sein glaubt, sondern wieder Vertrauen zu fassen zu seinem

ursprünglichen inneren Menschen, erleben, in die Front der Lebenserscheinungen stehen, weltoffen, voraussetzungslos, ehrlich, Menschenantlitz zu Menschenantlitz gerichtet, leiden, sich gewähren lassen in ursprünglicher Auflehnung und Empörung. Dann genügt eine einzige Bettlergestalt, ein einziges Proletarierantlitz. Wir werden Scham, Erniedrigung, Verzweiflung empfinden, weil es eine Identität der Menschheit gibt.

Haben wir zuerst den Mut, zu unserem unmittelbaren Gefühl zu stehen, dann dürfen, sollen wir diskutieren. Dann sind wir aber auch wieder auf dem wahren Bildungsweg, der das Besondere unserer Situation als Akademiker ist: um des Lebens willen das Leben zu erkennen suchen.

Rosa Schärf, phil.

## EINE WENDUNG IM ZÜRCHERISCHEN HOCHSCHULSPORT.

Jeder Student erinnert sich bestimmt noch an die Unterschriftensammlung zugunsten des Hochschulsports, die letztes Semester durchgeführt wurde, um den Behörden zu beweisen, daß die Studenten der Universität und der E.T.H. nach wie vor auf der Verwirklichung ihrer berechtigten und fortschrittlichen Forderungen bestehen. Die ältern Semester haben gewiß auch jene früheren Aktionen noch nicht vergessen, in denen der gleiche Gedanke ebenso spontan zum Ausdruck kam, denen aber leider stets ein negativer Erfolg beschieden war. Auch nach der letzten Aktion scheint es wieder recht stille zu werden, und die Wellen haben sich seither wie gewohnt wieder gelegt. Es scheint nicht darnach auszusehen, als ob die Hauptpunkte unserer Forderungen: Anstellung eines Sportlehrers und Schaffung einer Übungsanlage verwirklicht werden sollten. Wir müssen uns daher in bezug auf den Sportplatz mit dem bisherigen Provisorium, nämlich mit der Miete eines Sportplatzes für zwei Wochennachmittage auch dieses Jahr wieder abfinden. Um gerecht zu sein, sei auch gesagt, daß der Hochschulsportverein, der diese Aufgabe für die Studentenschaft übernimmt, vom h. schweizerischen Schulrat und vom h. Er-

ziehungsrat des Kantons Zürich in verdankenswerter Weise die nötigen finanziellen Mittel erhält.

In bezug auf die Anstellung eines Sportlehrers hat sich der Hochschulsportverein, dem jeder Student der E.T.H. und der Universität beitreten kann, nach all den negativen Ergebnissen veranlaßt gesehen, Umschau nach andern Mitteln und Wegen zu halten, denn die Studentenschaft hat nach gerade ein Recht darauf, daß endlich eine praktische Lösung gefunden wird. Ein bekannter Gönner der Hochschulsportbewegung hat sich in weitsichtiger Erkenntnis der Notwendigkeit des Sportes für den Studenten bereit erklärt, die finanziellen Verpflichtungen, die dem Hochschulsportverein aus der Anstellung eines Sportlehrers erwachsen würden, zu übernehmen. Wir möchten an dieser Stelle solches Wohlwollen der sporttreibenden Studentenschaft gegenüber aufs herzlichste verdanken und freuen uns darüber, daß nun endlich durch private Hilfe den Zürcher Studenten die Möglichkeit geboten wird, ein unter fachmännischer Leitung stehendes gesundes Körpertraining zu besuchen.

Als Leiter konnte kein Geringerer als Friedrich Hoffmann, Trainer der deutschen Olympiamannschaft für Amsterdam und gegenwärtig Landestrainer des Schweiz. Fußball- und Athletikverbandes, gewonnen werden. Für seine Tüchtigkeit braucht es wohl keiner besondern Empfehlung.

Für das Training steht uns wie letztes Jahr das Stadion des Graßhopperclubs mit all seinen modernsten hygienischen Anlagen zur Verfügung.

Nun hoffen wir, daß die Studentenschaft von dieser ausgezeichneten Gelegenheit ausgiebigen Gebrauch macht und damit ihr Interesse für den Hochschulsport auch durch die Tat dokumentiert. Für alle Einzelheiten beachte man die Anschläge in sämtlichen Hochschulgebäuden.

**Hochschulsportverein Zürich.**

## HABEN WIR EINE STUDENTENSCHAFT?

Anfangs März fand in Deutschland die Feier des zehnjährigen Bestehens der Selbsthilfeorganisationen der deutschen Studentenschaften, des „Deutschen Studentenwerkes“, statt. Zu dieser Feier sandte Reichspräsident Hindenburg ein Glückwunschtelegramm, und neben einer Reihe bedeutendster Redner ergriff der deutsche Reichskanzler an der Feier das Wort, um die weitausgebaute Selbsthilfeorganisation der Studentenschaft zu würdigen. Dies mag ganz kurz die Bedeutung der deutschen studentischen Organisation illustrieren. Und nun die Frage, die sich angesichts fremder Erfolge immer sofort erhebt: Wie steht es bei uns auf diesem Gebiet? Wo stehen unsere Organisationen, am deutschen Maßstab gemessen? Die Antwort will ich mir ersparen, sie ist genügsam bekannt. Aber vielleicht ist es doch heilsam, einmal das Warum und Wieso zu erwägen; denn das Schlimmste ist nicht, daß unsere Organisationen das deutsche Vorbild nicht erreichen. Das hat seine wesentlichen und guten Gründe in der Kleinheit unseres Volkes, darin, daß uns die wirtschaftliche Not noch nicht zu so weitgehender Selbsthilfe zwingt wie die deutschen Kommilitonen, und darin, daß das Berechtigungswesen bei uns noch nicht jene Exzesse wie in Deutschland feiert und jeden halbwegs begabten Menschen dazu zwingt, die akademische Laufbahn zu ergreifen. Das Schlimmste bei uns ist, daß unsere studentische Organisation so weit außerhalb des Zentrums unserer Diskussionen steht, daß sie als Nebensache behandelt wird, ja, für die Mehrzahl der Studenten nicht vorhanden scheint!

Unsere Organisation ist in ihrer heutigen Form von Anfang bis Ende angreifbar und ausbildungsbedürftig, ein in den Anfängen stecken gebliebenes Werk, an dem es mehr als genug zu tun gäbe! Schon die rechtliche Grundlage, das Reglement über die Organisation, sozusagen die Verfassung unserer Studentenschaft, enthält Lücken, die notwendig ausgefüllt werden müssen, wie sich gerade letzthin im Kompetenzstreit zwischen dem Präsidenten und dem K.St.R. gezeigt hat. Aber hier stoßen wir, wie bei allen unseren Unternehmungen, auf das gleiche große Übel, an dem alle fruchtbare Arbeit scheitern muß: Wir

nennen uns zwar Studenten, wir haben zwar eine studentische Organisation, aber wir haben keine „Studentenschaft“. Nach außen hin erscheinen wir als geschlossenes Ganzes, auf etwas Drittes hin bezogen, das trotz seiner inneren Gespaltenheit den stolzen Titel „Universität“ trägt. Im Innern sind wir eine atomisierte, amorphe Masse, in der keinerlei Beziehungen bestehen.

Wie liegen die Dinge in andern Ländern? In angelsächsischen Gebieten gibt es eine Studentenschaft als Sportgemeinde. Eine jede Hochschule erfaßt die Gesamtheit der Studenten als Sportmannschaft, die geschlossen nach außen auftritt, die sich als Ganzes im sportlichen Wettstreit mit andern mißt. Dies fehlt bei uns. Sportlich sind wir gemeinsam nicht interessiert. Trotz der stetigen Zunahme des Sportbetriebes an den Hochschulen, werden wir im angelsächsischen Sinne niemals geschlossen auftreten können.

Unsere romanischen Kommilitonen verfügen über ein charaktermäßig begründetes Zusammengehörigkeitsgefühl, das dem Auftreten der deutsch-schweizerischen Studentenschaften völlig abgeht.

Wie kam die reichsdeutsche Studentenschaft zu ihren festen, geschlossenen Formen? Die weitaus größte Zahl ihrer Mitglieder ist noch in Korporationen organisiert. Der starke Impuls, den die studentische Selbstverwaltung hier erhielt, war von den Kriegsteilnehmern ausgegangen. Als diese nach Beendigung des Krieges an die Hochschulen zurückströmten, haben sie eine wesentliche Erkenntnis aus dem Kriege mit heimgebracht, die zur schöpferischen Tat in so vieler Beziehung führte, das war das Erlebnis der Kameradschaft. Durch sie entstand die im Anfang so hoffnungsvolle Jugendbewegung, von hier kam auch die Initiative zum studentischen Zusammenschluß. Man hatte gelernt, mit- und füreinander zu schaffen.

Zu Hilfe kam die korporative Zucht, die es ermöglichte, daß die große Verantwortung, die man bei der Gründung auf sich nahm, auch erhalten blieb. Hatte ein Student die Leitung einer wichtigen Funktion innerhalb der Organisation auf sich genommen, so war er nicht nur sich selbst und dem Gremium verantwortlich, das seine Arbeit zu kontrollieren hatte, sondern

außerdem drohte die Verantwortung vor der Korporation, die ihn durch all ihre vom einzelnen sehr gefürchteten Strafen vollkommen in der Hand hielt.

All das fehlt bei uns. Was können wir tun, um neue, aus unserer Eigenart und unseren Verhältnissen geborene Impulse in unser studentisches Leben zu tragen? Daß dies notwendig ist, zeigt sich immer deutlicher. Zwar schwebt auch über uns, wie über unserer, ach, so wohlbestallten Demokratie, die taten-erstreckende Frage: „Wozu etwas ändern, es geht doch auch so?“ Aber ein jeder, der jetzt in der Zürcher studentischen Organisation tätig ist, oder wer sonst darüber Bescheid weiß (und derer sind wenige!), der sieht auch, daß von „gehen“ keine Rede mehr sein kann. Wir haben zwar eine Organisation, aber sie zehrt ganz von dem Schwung, den ihr die Schöpfer vor so und so langer Zeit gegeben haben. Das lebendige, treibende Moment einer dahinterstehenden Studentenschaft im positiven Sinne fehlt vollkommen. Unsere „Allgemeine Geschäftsordnung“ sieht zwar den G.St.R. in Analogie an die politische Organisation unseres Vaterlandes als die allgemein demokratische, maßgebende Ständeversammlung (Stände = Fakultäten) an, die als Hüterin der allgemeinen Interessen und als Diskussionsbasis zu dienen hätte. In Wirklichkeit ist der G.St.R. aber weiter nichts als eine Wahlmaschine, aus der heraus Exekutive (K.St.R.) und Kommissionen gewählt werden. Im übrigen ist es wie im heutigen Staatsleben: Die Verwaltung reißt immer mehr Kompetenzen an sich, und von ihr geht letztlich alle Initiative aus. Der Präsident der Studentenschaft ist schließlich allein verantwortlich für alles, was unternommen wird. Er muß sich um alles selber bemühen, und die ganze Fülle der Dinge, zu denen etwas eigene Initiative erforderlich ist, bleibt auf ihm liegen. Er wird zum eigentlichen Diktator, der alles von sich aus regeln muß und für alles die Verantwortung trägt. Wie gesucht dieser Posten ist, kann man daraus erkennen, daß fast jeder Präsident, wenn er einmal ein Semester lang sein Amt erfüllte, das heißt, ein Semester opferte, fluchtartig die an sich doch ehrenvolle Position wieder aufgibt. Ebenso leiden unsere studentischen Kommissionen darunter, daß sie sich in ihrer Tätigkeit nicht auf eine studentische Ge-

meinschaft stützen können. Ich erinnere an die Vortragskommission. Ihre Veranstaltungen werden zu 80 Prozent von Nicht-Studenten besucht, weil die Kommission mit dem besten Willen nicht erraten kann, was die Gesamtstudentenschaft bewegt. Nicht besser ergeht es der Bibliothekkommission. Ein leitender Gesichtspunkt für die Beschaffung neuer Bücher läßt sich nicht feststellen. Dasselbe Manko zeigte sich auch in der letzten Diskussion im G.St.R. über die inhaltliche Ausgestaltung des „Zürcher Student“.

Einzig der Lesesaal, das treue Spiegelbild unserer Zerrissenheit, in dem jeder sein Organ findet, sowie unsere Einkaufsorganisation, die Zentralstelle und die Arbeitsvermittlung, finden allgemeine Anerkennung, weil sie bestimmungsgemäß auf die individuellen Interessen eingestellt sind.

Wie allen diesen Übelständen begegnet werden kann, welche Organisationsform unseren Bedürfnissen am besten entspricht und auf welcher Grundlage eine neue feste studentische Gemeinschaft begründet werden kann, das sind unsere Probleme. Diesen Fragen gelten die gegenwärtigen Bemühungen um eine Aktivierung der Studentenschaft.

**Helmut Suter, oec.**

---

## VOLLKOMMENE ABRÜSTUNG.

Die Zürcher Sektion der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit veranstaltete am 19. Februar im hiesigen Studentinnenheim „Zum neuen Lindenhof“ eine Aussprache mit dem Ziel, bei der akademischen weiblichen Jugend das Pflichtbewußtsein zum Kampf gegen den Krieg zu wecken.

Die erste Referentin, Frau Dr. Amann, wies darauf hin, daß gerade die junge Generation sich um das Problem der Kriegsbekämpfung am wenigsten interessiere, obschon sie viel eher als die alte der Gefahr eines neuen Krieges ausgesetzt sei. Wenn dereinst eine neue Katastrophe über die Völker hereinbrechen sollte, dann werden die „Alten“, die das Grauen des letzten Krieges erlebt haben, nicht mehr da sein. Dann stehen die Jungen allein, und breite Volksmassen werden wiederum

der Kriegspsychose unterliegen, wie im Jahre 1914. Sogar in unserer neutralen Schweiz ist es nicht immer möglich dieser Wahrheit Gehör zu verschaffen. Umsomehr erwächst uns daher die Pflicht für diese zu kämpfen. Vollständige Abrüstung, das war die Schlußfolgerung des lehrreichen Vortrages.

Frau Dr. Maria Waser, die zweite Referentin, widmete den größten Teil ihrer Ansprache den psychologischen Ursachen des Krieges. Wir dürfen die kämpferische Veranlagung des Mannes und die Kampfesbegeisterung der Jugend nicht außer acht lassen. Beide sind tief in der männlichen Natur verankert. Gegen die Natur selbst kann man nicht kämpfen. Triebe lassen sich nicht unterdrücken. Damit aber wollte Maria Waser keineswegs die notwendige ewige Wiederkunft des Krieges beweisen. Triebe können allerdings nicht unterdrückt, aber sie können erzogen und in die richtigen Bahnen gelenkt werden. Die blutige Austragung aller Konflikte ist eine Sache der Primitiven.

Die Kriegsmacher aller Zeiten haben die Fähigkeit der Jugend gekannt, sich mit aller Macht für eine Idee einzusetzen. Darum haben sie jeweils eine Idee auf ihre Fahnen geschrieben, an die sie freilich nicht immer glaubten, die aber die jungen Männer zu begeistern vermochte. Aus dieser Tatsache können wir lernen. Nicht Prohibition wird von Nutzen sein, noch die Schilderung der Grausamkeiten des Krieges. Auch genügt es nicht zu zeigen, daß die Kriegs-„Ideale“ keine Ideale sind. Man muß der Jugend andere Ideale geben können. Der Krieg ist ein Anachronismus, aber leider noch nicht für alle Menschen. Daraus erwächst uns eine Aufgabe, und in erster Linie sollte sich die akademische Jugend verpflichtet fühlen, diese auf sich zu nehmen.

Wie äußerte sich die Jugend?

Aus dem starken Beifall, den die beiden Referate fanden, sowie aus dem Ergebnis der nachfolgenden Diskussion darf wohl geschlossen werden, daß die Mehrzahl der Teilnehmerinnen den Ansichten der Vortragenden beipflichtete. Gegenteilige Voten fehlten jedoch nicht. Pessimistisch stimmte die Friedensfreunde vor allem die Tatsache, daß es ausgerechnet zwei studierende Lehrerinnen, Volkserzieherinnen waren, die gegen

die vollständige Abrüstung Stellung nahmen, die Notwendigkeit der stetigen Kriegsbereitschaft betonten und sogar für eine Vermehrung und Verbesserung der militärischen Verteidigungsmittel der Schweiz eintraten. Eine deutsche Studentin wies endlich auf die „Fortschritte“ hin, die der Krieg nach ihrer Ansicht ihrem Vaterland gebracht haben soll. Mit Recht wurde ihr entgegengehalten, ob denn die gegenwärtige Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Verrohung des politischen Kampfes und die antisemitische Hetze, lauter Kriegsfolgen, als „Fortschritte“ bezeichnet werden könnten. Wenn etwas imstande sei, die Menschen zu vertieren, so sei es der Krieg. Man denke nur an die Ermordung Rathenaus und die Tatsache, daß zeitweise sogar ein Einstein sich nicht mehr sicher fühlen durfte.

Aber nicht nur von offenen Gegnern, sondern ebenso von den Desinteressierten droht der Sache des Friedens Gefahr. Das Wort ergriff zu wiederholten Malen auch ein regelrechtes deutsches „Gretchen“, das da meinte, wir sollten uns nicht in so höhere Dinge wie Politik einmischen. Jedes solle seinen Frieden wahren und auf seinen Frieden bedacht sein, das wäre das Beste. Auf die Frage, wie es sich diesen Frieden denke, konnte es keine Auskunft geben und meinte verschämt, das könne sie eben nicht sagen. Man konnte nicht umhin, an das Bild der Henne mit ihren Kücken zu denken . . . Solange jede Henne nur ihre Kücken hütet und alle andern pickt, gibt es Krieg im Hühnerstall.

„Ich glaube an die Kraft der Frau, aber ich glaube nicht an Tränen,“ sagte Maria Waser in ihrem Vortrage. Nun, worin liegt die Kraft der Frau? Sie liegt in der gleichen Ebene wie die Kraft der Jugend: in der Begeisterung. Wird es der Frau gelingen, mit ihrer Begeisterung für die Sache des Friedens einen neuen Krieg zu verhindern? Über diese Frage mögen sich alle Berufenen aussprechen.

**Maria Aspís, iur.**

---

NB. Die Aussprache über dieses Thema wird mit dem Vortrage von H. Strehler, phil., Donnerstag, den 7. Mai, im Studentinnenheim mündlich fortgesetzt. Man vergleiche die Ankündigungen in der Vortragschronik unter III.

---

## OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

### UNIVERSITÄT ZÜRICH.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) Zum Doktor beider Rechte: Herr Werner Dubach, von Eggwil, Bern (Dissertation: Beiträge zum Recht der Anleiheobligationen; 1. Die variable Verzinsung. 2. Die Pfandentlassung); Herr Alois Grendelmeier, von Zürich (Dissertation: Die staats- und völkerrechtliche Stellung der schweizer. Konsuln im Ausland); Herr Leon Wohlmann, von Zürich (Dissertation: Die Kompetenz zum Abschlusse von Staatsverträgen nach Völkerrecht); Herr August Ziegler, von Niederbüren (Dissertation: Beiträge zur Rechtsgeschichte von Regensburg, insbesondere das Schultheißengericht);

b) zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Joseph Nico Menko, von Enschede, Holland (Dissertation: Dauernde und momentane Wirkungen in Ricardos Einkommenstheorie).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Robert Baumann, von Zürich (Dissertation: Experimentelle Thalliumeffekte an Ratten und Mäusen. Ein Beitrag zur karyoklastischen Giftwirkung); Herr Marcel Süßtrunk, von Zürich (Die akute Intoxikation durch Trans- und Cis-Dichloraethylen und Aethylenoxyd. Zugleich ein Beitrag zur Kenntnis der Narkose).

An der medizinischen Fakultät hat zum Doktor der Zahnheilkunde promoviert: Herr Max Reiser, von Fischenthal, Zürich (Dissertation: Die Zahnkaries bei Schülern der Stadt Zürich im Jahr 1927/28 unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse der Eltern).

An der veterinär-medizinischen Fakultät hat promoviert: Herr Max Ackermann, von Ruswil, Luzern (Dissertation: Über den Gehalt an reduzierenden und die Osazon-Reaktion erzeugenden Stoffen im Serum der Pferde).

An der philosophischen Fakultät II haben promoviert: Herr Heinrich Wehrli, von Zürich (Dissertation: I. Überblick über die Vitamin-A-Forschung. II. Untersuchungen an Carotinoidfarbstoffen; Zeaxanthin); Herr Alfred Vogt, von Grenchen, Solothurn (Dissertation: Beitrag zur Kenntnis des Lupinins).

Zürich, 31. März 1931.

Sekretariat der Universität: F. Peter.

### UNIVERSITÄT ZÜRICH.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) Zum Doktor beider Rechte: Herr Hans Buck von Tägerwilen, Thurgau (Dissertation: Zur Lehre vom suspensiven Schwebezustand insbesondere bei bedingtem Vermächtnis); Herr Werner Stocker, von Obermumpf, Aargau (Dissertation: Die kirchenrechtlichen Grundanschauungen des Altkatholizismus. Mit besonderer Berücksichtigung der Kirchen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz);

b) zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Hans Riniker, von Schinznach, Aargau, und Wallisellen, Zürich (Dissertation: Entstehung und volkswirtschaftliche Bedeutung der Schweizerischen Eisenbahnverbände).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Antonio Airoldi, von Lugano (Dissertation: Sulla Radiumterapia della tubercolosi della mucosa nasale); Herr Franz Oberholzer, von Goldingen (Dissertation: Die Senkungsreaktion bei experimenteller Tuberkulose); Herr Hans Busch, von Winterthur (Dissertation: Forensisch-psychiatrische Beiträge

zur Frage des sexuellen Mißbrauchs geistig minderwertiger Personen); Herr Werner A m m a n n, von Zürich und Madiswil, Bern (Dissertation: Über die Häufigkeit der einzelnen zur Operation gelangenden Altersstartypen nach der Erfahrung der Zürcher Klinik an 133 staroperierten Augen); Herr Josef W y l e r, von Oberendingen (Dissertation: Zur Frage der Salvarsan-, Quecksilber-, Wismuthresistenten Syphilis); Herr Hermann B r e n k, von Davos (Dissertation: Über den Grad der Inzucht in einem innerschweizerischen Gebirgsdorf); Herr Ernst D i e m, von Trogen, Appenzell (Dissertation: Über Nachimpfungen mit Vakzine (Jenner) bei Personen, die während der Jahre 1921—23 an milden Pocken (variola modificata incertis causis [1]) erkrankt waren, nebst Bericht über Impfresultate an Varizellenkranken); Fräulein Helene B ü r k e l, von Winterthur (Dissertation: Über das Vorkommen von Cholesterin im normalen und pathologischen Stuhl); Herr Carlo G i a n e l l a, von Locarno (Dissertation: Die Höchstwehenzahlen der Spontangeburt bei Erstgebärenden mit normal weitem Becken unter Ausschluß des vorzeitigen Blasensprunges).

An der medizinischen Fakultät haben zum Doktor der Zahnheilkunde promoviert: Herr William W e y e n e t h, von Nennigkofen, Solothurn (Dissertation: Beitrag zur psychiatrischen Begutachtung von Militärpatienten. An Hand von 267 Gutachten aus der Psychiatrischen Klinik Zürich); Herr Arnold S c h i l d, von Grenchen (Dissertation: Eine statistische Untersuchung über die Cariesfrequenz unter der Schuljugend der Stadt Bern im Alter von 12, 15 und 18 Jahren); Herr Werner B r ü h l m a n n, von Winterthur (Dissertation: Die Wurzelbehandlung im Röntgenbild).

An der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Herr Albert F u r r e r, von Bärenswil (Dissertation: Der Auffassungsvorgang beim Rorschachschen psychodiagnostischen Versuch); Herr Alfred L. K n i t t e l, von Basel (Dissertation: Die Reformation im Thurgau).

An der philosophischen Fakultät II: Herr Louis L o c h e r, von Bern (Dissertation: Über Gruppen konformer Raumabbildungen und Modulfunktionen des Raumes); Fräulein Marie Louise S a r a s i n, von Basel (Dissertation: Über linear gebrochene Quaternionensubstitutionen und die Abbildungen des Hyperraumes); Herr Jakob G e i ß b ü h l e r, von Rüderswil Bern (Dissertation: Grundlagen zu einer Algenflora einiger oberthurgauischer Moore).

Zürich, 28. Februar 1931.

Sekretariat der Universität: F. P e t e r.

## **SCHWEIZERISCHER VERBAND DER AKADEMIKERINNEN.**

Liebe Kommilitoninnen!

Angeregt durch wiederholte, wenn auch bisher zufällige Anfragen aus dem Kreise der Studentinnen, hat sich die Sektion Zürich des Schweiz. Verbandes der Akademikerinnen entschlossen, eine regelmäßige

S p r e c h s t u n d e f ü r S t u d e n t i n n e n

abzuhalten. Diese soll in erster Linie die persönliche Fühlungnahme der Studentin mit der schon im Berufsleben stehenden Fachkollegin vermitteln und deren Erfahrungen hinsichtlich Berufsausübung und Berufsaussichten der Jüngeren zur Verfügung stellen, — daneben aber auch, soweit dies gewünscht wird, in Fragen der Gestaltung des Studiums, der Spezialausbildung usw. Auskunft und Rat erteilen oder vermitteln.

Während der Dauer des Semesters findet die Sprechstunde voraussichtlich jeden Donnerstag von 17.30—18.30 Uhr im Studentinnenheim, Kantstraße 20, statt.

Während der akademischen Ferien wende man sich schriftlich an eine der Unterzeichneten.

I. A. der Sektion Zürich des Schweiz. Verbandes der Akademikerinnen,  
Die Präsidentin: Dr. phil. Jeanne Eder-Schwyzler, Freudenbergstraße 144.  
Die Sekretärin: Dr. iur. Anny Vollenweider, Minervastraße 59.

„Die Rektorate der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule empfehlen allen Studentinnen die Benutzung der angebotenen Sprechstunde angelegentlich. Sie liegt im Interesse sowohl der Förderung der einzelnen Studentinnen wie der Förderung des geistigen Zusammenschlusses.“

Zürich, im April 1931.

### ZENTRALSTELLE.

Bist Du, lieber, junger Kommilitone, in der beneidenswerten Lage, daß es Deiner und Deines Vaters Kasse auf ein paar Fränklein mehr oder weniger im Semester nicht ankommt, dann lies diese Zeilen nicht. Lies sie auch dann nicht, wenn Du gedenkst, Deine Studienjahre hier als Passivmitglied zu verbringen, wenn Du Dich nicht kümmerst um unsere gemeinsamen kleinen und großen Nöte und um die Art und Weise, wie wir ihnen begegnen. Solltest Du aber trotz dieser bemerkenswerten Eigenschaften einmal plötzlich vor einem wichtigen Kolleg merken, daß Du keine Tinte mehr im Fülltyp hast oder keine Blätter mehr im Heft, dann gehe dennoch beherzt durch die Tür Nr. 2 und finde, falls Du ohne Unfall die drei, vier schmalen Tritte hinabkommst, die Zentralstelle. Dann geht es Dir vielleicht wie manchem, der nach zwei drei Semestern zum ersten Mal zu uns kam und sich dann wunderte, warum er nicht vorher diese feine Einrichtung entdeckt habe.

Gehörst Du aber zu jenen, die wissen, daß zwei billiger gekaufte Kolleghefte ein Glas Tee an der Uni-Bar bedeuten und 5% mehr Ermäßigung beim Einkauf einiger Lehrbücher gar ein halbes Weekend, dann rate ich Dir: Komme sobald als möglich und schaue Dir einmal unsern Laden an. „Ohne Kaufzwang“ heißt es gelegentlich in Ankündigungen. Bei uns aber kannst Du Dir wirklich alles ansehen, ohne auch nur moralisch Dich zum Kauf verpflichtet zu fühlen, denn Du stehst ja im eigenen Geschäft, die Zentralstelle gehört uns allen. Und Du wirst staunen, was Du da alles findest: Lehrbücher, soviel Du für Dein Studium brauchst, und dazu noch den Rat unserer Leiterin, die schon gar manchen mit unsern Büchern ins Examen steigen sah, und Dir sagen kann, was Du mit Vorteil im ersten und zweiten Semester liesest, die Dir aber auch raten wird, welches Kollegheft Dir passe. Außer dem Kollegheft bekommst Du aber auch alles vom Bleistift bis zur Schreibmaschine und vom Deckgläschen zum Mikroskop, Du erhältst den Rechenschieber, den Labormantel, den Augenspiegel. Du kannst aber auch die Schreibmaschine und das Mikroskop mieten, Du kannst maschinengeschriebene Kolleghefte kaufen, Du kannst Bücher, die Du nicht mehr brauchst, gegen geringe Provision verkaufen.

Und je mehr Du zu uns kommst, desto größer ist Dein Vorteil, denn wir wirtschaften ohne Gewinnabsicht, und wenn unser Umsatz steigt, so können wir unsere Preise weiter herabsetzen. So nützezt Du Dir schließlich nicht nur selbst, sondern auch noch Deinem Kommilitonen, dem ein ersparter Franken vielleicht mehr bedeutet als Dir, und ohne daß Du Opfer bringst, bist Du tätiges Mitglied unserer studentischen Gemeinschaft.

Wir freuen uns, Dich bald und oft in der Zentralstelle zu sehen.

Rudolf Frey, oec.

**STUDENTINNENHEIM „ZUM NEUEN LINDENHOF“**  
(Kantstraße 20, Zürich 7).

Liebe Kolleginnen!

Soll ich euch grad mit der Tür ins Haus fallen? So wißt denn was ich möchte: euch kapern! Nicht alle, denn da würden wir denn doch erschrecken, aber viele von euch, die ihr auswärts zu essen gezwungen seid und mittags und abends nirgends richtig heimisch werdet. Da kommt doch und seht euch einmal unsern „Neuen Lindenhof“ an, der für Studentinnen, Lehrerinnen und weibliche Bureauangestellte gebaut worden ist. Und wie gebaut!

Der Weg — meint ihr — sei lang? Jeden Mittag da nach Fluntern hinauf klettern und nachher wieder hinunter? Ihr sollt einmal sehen, wie gut das tut, wenn täglich eure Glieder dermaßen sich tummeln müssen. Erspart euch das Tram! Wirnehmens auch nicht. Dann wundert euch nicht, welchen Hunger ihr mitbringt und mit welchem Behagen ihr euch an unsere lieben kleinen, farbenfrohen Tische setzt.

Und nun muß ich zu rühmen anfangen, und es ist mir bitter ernst dabei: denn über unser Essen geht wirklich nichts. Sorgfältiger kanns euch keine Mutter bereiten und dabei — und das ist das verwunderliche — kostets nicht mehr als anderswo auch. Dann kommt der Kaffee drüben im Wohnzimmer (man braucht ihn auch nicht zu nehmen, wenn man das vorzieht), wo man sich recht bequem und genießerisch in die weichen Sessel räkeln kann, Zeitung lesen, in den Zeitschriften blättern, plaudern, ein wenig dösen, eben immer gerade das, wonach euch der Sinn steht.

Sobald jetzt aber der Frühling kommt, gehen die großen Fenstertüren auf, und wir schleppen die Liegestühle hinaus in den Garten und lassen uns mit konzentriertem Behagen an der Sonne braten, und blinzeln nur ab und zu nach dem Blühen, das, — ihr werdet sehen — alle Tage heller und farbiger werden wird. Kommt dann die Tenniswut über euch, so könnt ihr die auf unserm gepflegten Tennisplatz austoben, während an trüben Tagen im Erdgeschoß sich Champions an Ping-Pong und Billard heranbilden.

Habt ihr aber konkretere Sorgen, d. h. fehlts euern Kleidern irgendwo, so könnt ihr waschen, bügeln, maschinennähen nach Herzenslust. Auch Bäder sind da. Und schöne, freundliche, einladende Räume für Sitzungen und Versammlungen. Und sicher noch viel mehr, das mir im Augenblick nicht grad einfällt; denn man wird im Genießen dieser Dinge so rasch heimisch und — sagen wir es nicht zu laut! — fast ein bißchen verwöhnt, daß sie uns gar nicht mehr so sehr auffallen.

Ich glaube nun fast zu spüren, wie es euch an allen Haaren zu uns heraufzieht. Auf alle Fälle wäre mir das eben recht. So kommt denn und seht und überzeugt euch selbst! Und dann tut mit und freut euch an unserm schönen Heim, wie wir uns immer wieder aufs neue an ihm freuen! Wir wollen euch herzlich willkommen heißen. Eine Kollegin.

**VORTRAGSCHRONIK.**

I.

**Vortragskommission.**

Nächste Veranstaltungen: Vorträge von Prof. Haerberlin, Basel, und Minister Prof. Hellpach. Serenadenkonzerte im Kreuzgang des Großmünster. Die genauen Daten werden später bekannt gegeben.

## II.

### Tote oder lebendige Schweiz?

Drei Vorträge von Dr. phil. Paul Lang, veranstaltet von der politischen Gruppe „Neue Front“, je Dienstag, den 5., 12. und 19. Mai 1931, abends 8¼ Uhr, im „Roten Saal“ des Studentenheims an der E.T.H. (Clausiusstraße). Gratis für Mitglieder der N.F. Studenten Fr. 1.—, andere Personen Fr. 2.—. Vorverkauf: Zentralstelle (Universität Zimmer 2) und Buchhandlung Dr. H. Girsberger (Kirchgasse).

Langs Versuch eines Systems politischer Morphologie, entwickelt an der Dynamik des eidgenössischen Staates, wird in folgender Gliederung zur Darstellung gelangen: Erster Vortrag: Grundsätzliches. Politik als Organik und Politik als Mechanik. Zweiter Vortrag: Kritik. Die mechanische Politik der gegenwärtigen Eidgenossenschaft. Dritter Vortrag: Programm. Die Möglichkeiten organischer Politik einer zukünftigen Eidgenossenschaft.

## III.

### Soll die Schweiz abrüsten?

Vortrag von Hedwig Strehler, stud. phil., Donnerstag, den 7. Mai, abends 8¼ Uhr, im Studentinnenheim „Zum Neuen Lindenhof“, Kantstraße 20.

Die Vorträge, welche die Sektion Zürich der „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit“ am 19. Februar im Studentinnenheim veranstaltete — worüber M. Aspis unter dem Titel „Vollkommene Abrüstung“ in dieser Nummer berichtet —, behandelten das Problem auf durchaus allgemeiner und ideeller Grundlage. Als in der Diskussion Stimmen laut wurden, welche die Frage auf konkreten Boden stellen wollten und speziell für die Schweiz eine gesonderte Betrachtungsweise forderten, wurden sie von der Mehrheit als lächerlich hingestellt. Ich habe nun versucht, in einer Arbeit auf Grund von Geschichte und Politik die spezielle Stellung der Schweiz zur Abrüstungsfrage zu beleuchten und möchte alle Studierenden, die aufrichtig bestrebt sind, sich zum Wohle ihres Landes mit diesen Fragen von Grund auf auseinanderzusetzen, herzlich zu dem oben angekündigten Vortrage einladen. Eine anschließende Diskussion wird Gelegenheit zum Meinungsaustausch bieten. H. St.

## IV.

### CENTRO DI ALTI STUDI, ZURIGO.

Corso di Cultura, di sedici lezioni, del Dr. Sincero R u g a r l i, Direttore di Rivista di Sociologia, nei giorni 10, 17, 24 aprile, 1, 8, 15, 22, 29 maggio, 5, 12, 19, 26 giugno, 3, 10, 17, 24 luglio 1931, dalle ore 20½ alle 21½, in Zurigo, Talackerstraße, 34 (Kaufleuten) sulla

### Crisi della Civiltà Contemporanea

nei suoi aspetti principali, come dal seguente programma:

1a La fatica di Faust; 2a Il grande artefice; 3a La gloria dell'uomo; 4a L'eredità dei millennii; 5a La potenza delle tenebre; 6a Nei giardini dello spirito; 7a Il meccanismo sociale; 8a L'arte politica; 9a Luci ed ombre dell'urbanesimo; 10a L'anima americana e l'anima latina; 11a Asia, Europa, America; 12a I grandi miti; 13a Le profezie di Platone; 14a Il vangelo più alto; 15a Visione panoramica del diecimila; 16a L'ideale della vita.

Le richieste di tessera devono essere indirizzate al Centro di Alti Studi, Zurigo, Casella postale 566.

## Bücherbesprechung.

**Atlantis — Länder, Völker, Reisen.** Herausgeber: Dr. Martin Hürlimann. Verlag: Atlantis Verlag Fretz & Wasmuth A.-G., Zürich.

Das April-Heft enthält zwei bedeutsame Beiträge über das wenig bekannte Portugal. Capt. Kingdon Ward, einer der bekanntesten Forscher des Tibet, schildert eine „Jagd nach Blumen im innersten Asien“ mit entzückenden Abbildungen. Martin Hürlimann stellt dem Leben der deutschen Schulpupillen dasjenige der asiatischen Kinder gegenüber. Hans Retzlaff zeigt hübsche farbige Volkstrachten aus dem Schlitzer Ländchen. Vier Tiefdruck-Bilder geben uns eine Probe von der hohen Qualität des Ende April im Atlantis-Verlag neu erscheinenden, von Ricarda Huch eingeleiteten Deutschland-Bandes der Orbis-Terrarum-Reihe. Besonders interessant sind die Bilder E. O. Hoppés von der deutschen Mission Hermannsburg im Innern Australiens. Das griechische Tagebuch von Otto Stoeßl wird in diesem Heft fortgesetzt. Eine Abhandlung von Dr. H. Th. Bossert über alte Inschriften, deren Deutung der Wissenschaft bisher noch nicht gelungen ist, mit vielen interessanten Aufnahmen beschließt das abwechslungsreiche Heft.

Sämtliche im „Zürcher Student“ besprochenen Bücher und Zeitschriften können auch durch die Zentralstelle der Studentenschaft, Zimmer 2 der Universität, bezogen werden.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Redaktionelle Zuschriften sind an die Redaktion des „Zürcher Student“, Zimmer 2, Universität, oder an die Privatadresse des Redaktors, Freudenbergstraße 108, Zürich 7, zu richten.

Redaktionsschluß für das nächste Heft: 20. Mai 1931.

## Grammophonplatten?

Gewiß und zwar die schönsten Aufnahmen aus den Repertoiren: His masters voice, Columbia, Odeon, Homocord und Polydor.

Unverbindliches Vorspiel im

**Musikhaus Wohlfahrt**  
**Zürich 2**      **Beethovenstraße 49**  
beim Bleicherweg 23